

dtv

Wenn man einen Zug benutzt, in dem sechshundert Nonnen eine Wallfahrt nach Lourdes antreten, ist man froh, wenn man ein leeres Abteil findet. Aber schon hier fängt es an: unter der Bank versteckt sich »Einsteinchen« vor der Polizei. Die Reise führt in einen surrealen Park, auf ein Schiff, in eine Bunker-»Zigarre«, wo man Schutz sucht vor dem Weltuntergang. Die Geschichten, die man erlebt und denen man zuhört, nehmen kein Ende, man begegnet Friedrich dem Großen, Faust und Don Juan, den sieben Nichten und dem Ruinenbaurat, Komponisten und kleinen Beamten: ein spielerisches, funkelndes Stelldichein von grotesken und witzigen Einfällen.

Herbert Rosendorfer, am 19. Februar 1934 in Bozen geboren, ist Jurist und Professor für bayerische Literatur. Er war Gerichtsassessor in Bayreuth, dann Staatsanwalt und ab 1967 Richter in München, von 1993 bis 1997 in Naumburg/Saale. Seit 1969 zahlreiche Veröffentlichungen, unter denen die »Briefe in die chinesische Vergangenheit« am bekanntesten geworden sind.

Herbert Rosendorfer
Der Ruinenbaumeister

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Vom Autor durchgesehene und korrigierte Ausgabe

Juli 1991

8. Auflage Mai 2004

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG, München

www.dtv.de

© 1979 nymphenburger in der F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung
GmbH, München

Erstveröffentlichung: Zürich 1969

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: Ausschnitt des Gemäldes

»Römische Landschaft mit Ruinen« (1610) von Paul Bril

Gesamtherstellung: Druckerei C. H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 3-423-11391-X

Wer in einen Zug steigt, in dem sechshundert Nonnen eine Wallfahrt nach Lourdes antreten, ist froh, ein Abteil für sich allein zu finden, auch wenn ihm darin ein komisches leises Pfeifen und mehr noch ein leichter kalter, säuerlicher Geruch auffällt.

Wahrscheinlich singt die Glühbirne, dachte ich mir, Glühbirnen singen vor ihrem Ende bisweilen, darin den Schwänen ähnlich. Ich legte meinen Koffer ins Gepäcknetz und öffnete das Fenster, um die Ausdünstung des wohl schweißfüßigen Vorpasagiers auszulüften. Als aber der Zug abfuhr, ich mich hinsetzte, die Beine aus- und die Füße unter die gegenüberliegende Bank streckte, da wurden sie mit einem Griff umklammert und festgehalten.

Ich ließ meine Zeitung fallen, konnte vor Schreck nicht schreien und versuchte instinktiv zu strampeln. Wenn ich mich nachträglich auf meine Gedanken in jenen Bruchteilen von Sekunden besinne, so meine ich, ich hätte im ersten Moment an eine Riesenschlange gedacht.

Es war aber ein Mensch; ein Mann in einem für die Jahreszeit viel zu dicken und für seine Statur viel zu großen Fischgrätmuster-Mantel mit außerordentlich ausgebeulten Taschen, so wie sie Leute haben, die stets all ihre Habe mit sich tragen. Vorerst sah ich allerdings nur seinen Kopf, den er unter der Bank hervorstreckte.

»Helfen Sie einem Verfolgten«, flüsterte er, »einem bedauernswerten Opfer seines Berufes.«

»Lassen Sie meine Füße los«, sagte ich.

»Ziehen Sie die Vorhänge vor die Coupéfenster zum Gang«, flüsterte er weiter und schob meine Füße von sich.

Ich zögerte, zog aber dann jene rouleauartigen, schmutzigen Stoffbahnen herunter, die in den Waggonabteilen hinter den Fenstern in kleinen Stahlschienen laufen, die man mit einer unhandlichen Lederlasche betätigt, und die die Tendenz haben, in unheimlicher Geschwindigkeit und mit schnalzenden Geräuschen gleich wieder hinaufzuspringen. Meist sind es insgesamt drei: ein breiteres Roleau vor dem Fenster in der Abteiltür und zwei

schmale vor den Fenstern links und rechts davon. Hat man das zweite herunter, springt das erste wieder hinauf. Arbeitet man mit akrobatischer Behendigkeit, bringt man es vielleicht fertig, daß für wenige Sekunden *zwei* der Rouleaus unten bleiben. Zieht man dann vorsichtig am dritten, schnalzt mindestens eins, wie nach Auslösung eines diabolischen Mechanismus, wieder in die Höhe. Offensichtlich geht die Konstruktion dieser Rouleaus vom dreihändigen Menschen aus.

Der Mann war, als ich endlich alle Rouleaus zur Ruhe gebracht und geschlossen hatte, unter der Bank hervorgekrochen und saß, in seinen schmutzigen Mantel gewickelt, in der Ecke des Coupés. Sein Gesicht war unrasiert, sein Mund rot und naß. Er flüsterte immer noch: »Dank! Dank! Sie halfen einem Verfolgten.«

»Hoffentlich«, sagte ich und flüsterte unwillkürlich auch, »werden Sie nicht von der Polizei verfolgt?«

»Ich bin ein Opfer meines Berufes«, sagte er. Ich hatte jetzt den Eindruck, daß er eher stark heiser war und gar nicht laut reden konnte.

»Auch verfolgte Einbrecher sind in gewissem Sinn Opfer ihres Berufes.«

»Ich hätte Sie wahrhaftig nicht belästigt, wenn Sie mir nicht in den Bauch getreten hätten«, sagte er etwas beleidigt.

»Entschuldigen Sie«, flüsterte ich.

»Wie bitte?«

»Entschuldigen Sie«, flüsterte ich und beugte mich vor. Er roch nach Bier.

»Schon gut«, sagte er. »Wissen Sie, ich habe nämlich keine Fahrkarte.«

»Das denke ich mir.«

»Schon gar nicht für die Erste Klasse.«

»Und wenn jetzt der Schaffner kommt?« flüsterte ich.

»Drum habe ich Sie ja gebeten, die Vorhänge herunterzuziehen – da meint der Schaffner, Sie schlafen, und klopft mit seiner Zunge an die Tür, bevor er hereinkommt. Dann verschwinde ich rasch wieder. Es ist auch besser, wir machen dunkel.«

Er stand auf und löschte das Licht. Nur mehr die kleine blaue Birne und hie und da das fahle ärarische Licht eines

verschlafenen Bahnhofes, den wir passierten, beleuchteten unser Abteil.

»Einbrecher, meinen Sie?« flüsterte er, »nein, nein. Ich hatte viel ausgefallener Berufe. Ich bin nicht das Opfer eines Berufes, im Grunde genommen bin ich das Opfer mehrerer Berufe. Das liegt in der Familie. Wir haben alle . . . mein Bruder zum Beispiel – kennen Sie das Buch ›Der Club der seltsamen Berufe?‹«

»Chesterton«, flüsterte ich.

»Mein Lieblingsbuch. Ich könnte es allein, ohne meinen Bruder, um einige Kapitel bereichern. Ich war zum Beispiel Pächter eines Damensonnenbades –«

»Oh la la!« flüsterte ich.

»Ja, das habe ich mir auch gedacht. Mein Vorgänger hatte sich in das Kassenhäuschen eine Spezialwand einbauen lassen: von außen sah sie wie eine gewöhnliche Mauer aus, von innen war sie ein Fenster, durch das man das ganze Bad überblicken konnte. Aber selten genug kam eine Junge, und noch seltener war es eine Hübsche. – Die ziehen sich woanders aus! – Nein: meistens waren es dicke alte Weiber oder dünne alte Weiber. Wie Knäuel nackter Grottenolme wälzten sie sich auf dem Rasen und räkelteten ihre krummen Altweiberzehen in der Luft. Nach wenigen Wochen träumte ich schon –«

Wie ein Peitschenschlag zerschnitt das Hinaufschnellen eines Rouleaus seine Rede. Wieselflink war der Damensonnenbadpächter unter der Bank, kam aber, als er den Grund des Geräusches erkannt hatte, alsbald wieder hervor. Ich zog den Vorhang herunter.

»Das ist kein Leben«, flüsterte er, ein wenig außer Atem, »hier, schauen Sie das einmal an.«

Er gab mir ein schmutziges Blatt Papier, auf das, soweit ich es beim Licht der blauen Notlampe erkennen konnte, viele Punkte gemalt waren.

»Was ist das?« flüsterte ich.

»Mein Bruder . . ., aber lassen Sie mich erst erzählen, wie ich meine Erfindung machte. Es war schon im Gefängnis –«

»Also doch«, flüsterte ich.

»Nicht was Sie denken, ich bin wirklich kein Krimineller! Ich war im Gefängnis, weil ich ein paarmal, ich geste-

he: nicht ganz nüchtern, in halbfertigen Häusern oder Ruinen schlief. Einmal erwischte ich dabei die Garage einer Polizeistation. Ein Polizist stieg mir mitten in der Nacht – versehentlich, ich will nichts Unrechtes von der Polizei sagen, sicher versehentlich – auf den Bauch. Ich schrie auf ... Aber das ist ja uninteressant. – Im Gefängnis jedenfalls gab es Wanzen. Die Wanzen brachten mich auf die Idee mit der selbsttätigen Zimmerreinigung. Wenn man, so überlegte ich, den Wanzen ganz kleine, winzig kleine Radiergummi unter die Füße bindet und sie dann im Zimmer ausläßt, kriechen sie überall herum und radieren den Schmutz weg. Zwar sind Wanzen sehr leicht, können also beim Radieren keinen starken Druck ausüben, dafür sind sie aber hartnäckig und kriechen viel herum – oft über die gleiche Stelle, und dann macht es die Masse. – Ich entwarf also Pläne für die Befestigung der Radiergummi an Wanzenfüßen. Kaum hatte ich meine Strafe abgessen, tat ich mich mit einem gewissen Leisentritius zusammen – kennen Sie Leisentritius?«

»Nein«, flüsterte ich.

»Wie bitte?« hauchte er – der Zug ratterte nämlich sehr laut.

»Nein«, flüsterte ich noch einmal.

»Es hätte ja sein können. – Nun, wir machten erst Versuche mit toten Wanzen, dann mit lebenden. Als ich einmal aus dem Haus ging, hat dieser Simpel Leisentritius sämtliche Versuchstiere aus Unachtsamkeit entkommen lassen – sie krochen überall herum, leider auch über meine Pläne und Konstruktionszeichnungen, und radierten alles aus. Beim Heimkommen fand ich sozusagen mein Lebenswerk vernichtet –«

»Dann haben Sie ihn erschlagen –« flüsterte ich.

»Leisentritius? Aber nein –«

Da klopfte es an der Tür, die im nächsten Moment aufgerissen wurde – der Damensonnenbadpächter und Wanzendompteur war aber schon unter der Bank. Nicht der Schaffner, sondern ein Boy aus dem Buffetwagen hatte geklopft. Er bot Erfrischungen an. Ich verlangte zwei Becher Bier.

»Zwei?« fragte der Boy, »Sie meinen einen großen?«

»Nein«, flüsterte ich – »Nein«, sagte ich, »zwei, oder meinetwegen zwei große.«

Der Buffetboy schenkte ein, ich zahlte, er grüßte und entfernte sich wieder.

»Das ist ungeheuer anständig von Ihnen«, flüsterte der Fremde, als er aus seinem Versteck kroch, »woher wissen Sie, daß ich so gern Bier trinke?«

»Ich habe es mir gedacht.«

Er nahm einen kräftigen Schluck. »Nein, Leisentritius habe ich nicht umgebracht, nicht ganz jedenfalls; aber mit Toten hatte ich dann lange genug zu tun. Ich erfand nämlich etwas Neues: ein spezielles Leichenbestattungsunternehmen. Das ist um einiges komplizierter als das mit den Wanzen. Wenn ich es Ihnen erzähle, setze ich einiges kaufmännisches Verständnis voraus.«

»Na ja«, flüsterte ich, » – aber sagen Sie, als der Buffetboy Licht gemacht hat, habe ich Ihren Zettel da genauer gesehen – was sollen all die schwarzen Punkte denn bedeuten?«

»Die Punkte sind Löcher«, flüsterte er.

»Wirklich?« Ich nahm den Zettel wieder in die Hand.

»Sie *stellen* Löcher *dar*. Aber davon später. Mein Leichenbestattungsunternehmen basierte darauf, daß Leute zwar gern ein prunkvolles Begräbnis möchten, zu Lebzeiten aber nicht gern etwas dafür ausgeben. Daß noch dazu reiche Leute besonders geizig sind, kam meinen Plänen entgegen. Ich schloß also mit alten, reichen, nach Möglichkeit kranken Leuten Verträge ab. Darin verpflichtete ich mich, ein den Vorstellungen des Kunden entsprechendes prunkvolles Begräbnis auszurichten: Kränze, Blumen streuende Knaben, Trauerredner, Pompfuneraberer, trauernde Jungfrauen, Chöre, Heere von uniformierten Sarg-, Kranz- und Ordensträgern, Böller, Trauerballette, tragbare lebende Bilder, die markante Szenen aus dem Leben des Verblichenen darstellten ... ich hatte sogar einen Hymnenkomponisten unter Kontrakt. So was kostet natürlich Unsummen. Das machte den geizigen Knackern aber nichts aus, denn bei Lebzeiten mußten sie nichts zahlen. Sie mußten mir lediglich – selbstredend suchte ich nur Kunden von dauernder Bonität aus – ein notariell gesichertes Legat in der Höhe der

betreffenden Summe übermachen. – Hätte ich nach ihrem jeweiligen Tod den Zirkus wirklich veranstaltet, wäre mir ein Reingewinn von schätzungsweise drei bis vier Prozent geblieben. Ich aber setzte mich mit den Erben in Verbindung und verzichtete für zehn Prozent auf das Legat. Meist bekam ich dann die Leiche als Dreingabe ... Können Sie sich an die Fett-Plastiken erinnern, die früher in jeder Metzgerauslage standen? Oft waren es Schweinchen in Metzgerkleidung, die einen Schinken trugen, in den ein ansprechendes Muster oder die Jahreszahl eines Geschäftsjubiläums und dergleichen geschnitten waren. – Nein? – Solche Plastiken machte ich aus den Leichen. Ich hatte praktisch den Umsatz als Reingewinn ...«

Er trank mit dem zweiten Schluck das Bier aus.

»Ich hätte mich allerdings nicht in die Kunst versteigen sollen. Als ich in der Galerie nächst St. Stephan in Wien einmal ein paar abstrakte Metzgerschweinchen ausstellte –«

Jemand riß, ohne anzuklopfen, die Tür auf. Zwar war der Damensonnenbadpächter, Wanzendompteur und Dekorations-Fettstatuarius nichtsdestoweniger sogleich unter der Bank, doch der Strahl einer starken Taschenlampe erfaßte gerade noch einen Fuß, ehe auch dieser unter dem Sitz verschwand.

»Kommen Sie heraus«, sagte eine feste Stimme, »Polizei!«

Das Licht wurde angedreht. Zwei Männer, offenbar Polizisten in Zivil, standen im Abteil. Ächzend kroch der Fremde unter der Bank hervor.

»Habe ich doch nicht falsch gerechnet, Einsteinchen, daß wir dich hier finden. – Kennen Sie ihn?« fragte mich der ältere Beamte streng.

»Ich habe ihn eben kennengelernt«, sagte ich.

»Und Sie haben im Ernst geglaubt, unser Einsteinchen da habe eine Erste-Klasse-Fahrkarte?«

»Ist das *meine* Eisenbahn?« sagte ich.

»Ihr könnt mir nichts nachweisen, ihr Arschbullen –«

Der jüngere der Polizisten holte aus, der ältere hielt ihn zurück.

»Warte –« sagte er, »zumindest, Einsteinchen, bist du

schwarz mit der Eisenbahn gefahren, und jetzt hast du uns beleidigt. Hast du einen Ausweis dabei?»

Der Fremde fuhr umständlich in die Innentasche seines schäbigen Mantels. Ich bemerkte, wie seine Augen nervös flackerten; er suchte und suchte ... plötzlich sprang er blitzschnell auf die Sitzbank, riß mit der einen Hand das Fenster auf und zog gleichzeitig mit der anderen die Notbremse; die beiden Polizisten wurden durch die sofort einsetzende gewaltige Bremsung umgeworfen und fielen übereinander auf die Sitzbank; ich wurde von meinem Sitz nach vorn und auf die Polizisten geschleudert. Der Fremde benutzte die offensichtlich von ihm vorausberechnete Situation, um sich flink aus dem Fenster zu schwingen.

Ehe sich die Beamten aufgerappelt hatten und ans Fenster eilten, war er in der Dunkelheit verschwunden. Die Nonnen kreischten. Der jüngere Polizist piff mit der Trillerpfeife. Weitere Polizisten, Schaffner, Speisewagenkellner, anderes Zugpersonal und nicht zuletzt zahlreiche Neugierige drängten sich in heillosem Durcheinander auf den Gängen. Mühsam gab der ältere Polizist seine Befehle. Der Zug mußte warten. Beamte suchten draußen den Bahndamm und die nähere Umgebung ab, aber die Suche war aussichtslos: die Strecke führte hier, soweit man sehen konnte, durch unwegsames Gelände mit Wald und dichtem Gebüsch, und es war eine finstere Neumondnacht. Auch hatte ich den Eindruck, daß die Polizisten davor zurückscheuten, sich allzuweit vom Zug zu entfernen – wohl um seine Abfahrt nicht zu verpassen. Die Suche wurde bald aufgegeben. Die Nonnen beruhigten sich. Wir fuhren weiter. Die Neugierigen auf dem Gang verliefen sich, nur der ältere Polizist blieb bei mir im Abteil und erklärte, er müsse mich als Zeugen des Vorfalles vernehmen. Ich berichtete also alles, was vorgefallen war, auch was mir der Fremde erzählt hatte, und der Polizist schrieb mit. Dann mußte ich das Protokoll unterzeichnen, und der Beamte schickte einen seiner Untergebenen, der draußen Posten gefaßt hatte, in den Buffetwagen.

»Wollen Sie auch was?« fragte er mich.

Ich ließ um einen Kaffee bitten. Der Kriminalinspektor –

ich nehme an, daß er diesen Rang bekleidete – orderte zwei Paar Würstel und ein Bier. Offensichtlich betrachtete er seinen Dienst als beendet. »Sie gestatten doch, daß ich hierbleibe?« fragte er.

»Bitte«, sagte ich.

Er machte es sich in dem Sitz bequem, auf dem kurz vorher noch Einsteinchen gegessen hatte.

»Viel zuviel Aufwand«, sagte er, »im Vertrauen gesagt.«

»Was hat er denn getan?«

»Das darf ich Ihnen eigentlich nicht sagen.«

»Ein Kapitalverbrechen scheint es mir jedenfalls nicht zu sein, eher ein bißchen verrückt.«

»Ich sage Ihnen ja: viel zuviel Aufwand. – Ob er verrückt ist? Jeder einigermaßen schlaue Gauner spielt vor Gericht und im Gefängnis den Verrückten; wenn man ihnen alles nachweisen kann, ist das die einzige Verteidigung. Manche spielen so geschickt den Verrückten, daß sie tatsächlich verrückt werden. Aber ob *er* da verrückt ist? ...«

Der Adjutant brachte das Bier, die Würstel und den Kaffee und wurde dann entlassen.

»Wir trauten unseren Augen nicht«, sagte der Kriminalinspektor kauend, »als ausgerechnet Einsteinchen mit einer ›Panorama-Show‹, wie er es nannte, auftauchte. Wie er die Lizenz bekommen hat, ist uns ein Schleier. Die ›Panorama-Show‹ war nichts anderes als vier oder fünf Kästen, in die man zehn Pfennig einwerfen konnte, worauf hinter einem Guckloch eine Serie von Bildern vorüberzog. Dazu bekam man zwei Kopfhörer, aus denen man begleitende Musik und Erklärungen zu den Bildern hörte. – Wir waren von Anfang an überzeugt, daß der Gauner auch unzüchtige Bildserien hatte, aber wir konnten ihn nie dabei erwischen. Er hat nicht nur einen Riecher für alles, was mit uns zusammenhängt, er kennt natürlich auch so gut wie jeden Kriminaler. Wenn einer von uns auftauchte, führte er immer nur ›Unsere Alpen‹, ›Aus der Welt der Feuerwehr‹ oder ›Höhepunkte der Olympiade Helsinki 1952‹ vor. Ich gebe zu: weil wir uns so darauf konzentrierten, ihm unzüchtige Bildserien nachzuweisen, entging uns der eigentliche Trick bei der Sache.

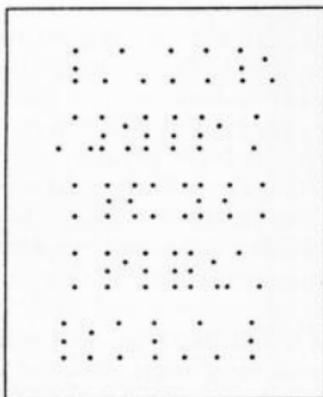
Die Gucklöcher an den Kästen waren nämlich so tief angebracht, daß sich die Leute beim Hineinsehen bücken mußten. Fünfundachzig Prozent der männlichen Bevölkerung bewahrt, nach Polizeistatistik, die Geldbörse in der Gesäßtasche auf. Augen und Ohren abgelenkt, das Gesäß wegen der zu tief angebrachten Gucklöcher in die Luft gestreckt – selbst ein weniger geschickter Taschendieb als Einsteinchen hätte da ein leichtes Spiel gehabt! Aber, wie gesagt, es ist uns einfach entgangen, weil wir nur an unzüchtige Bilder dachten . . . Bis heute, da hatte einer – wer denkt auch an so was – eine gespannte Mausefalle in der Tasche, und die schnappte über Einsteinchens Finger zu . . . Geistesgegenwärtig ist er ja, der Einsteinchen. Er lief unverzüglich davon und sprang auf einen eben ausfahrenden Zug. Wir waren grad wieder einmal da, wegen der unzüchtigen Bilder. Einige Kollegen wollten ihm nach und auch auf den Zug springen – halt! schrie ich, das ist auch so ein Trick von ihm, aber den kenne ich. – Er springt nämlich sofort von der anderen Seite wieder ab und schleicht sich in aller Ruhe in einen anderen Zug, während man wie ein Narr auf der nächsten Station den ersten Zug umkremgelt. – Halt! schrie ich deshalb, Einsteinchen kann nur in *diesem* Zug sein«, der Inspektor deutete auf den Boden. »Als wir die sechshundert Nonnen sahen, kam uns natürlich das Grausen. Einsteinchen, sagte ich mir, bringt es fertig und lockt eine Nonne aufs Klo, nimmt ihr die Kleider weg, und während die nackte Nonne im Klo sich so geniert, daß sie lieber erfriert als um Hilfe ruft, spaziert er als Schwester Oberin durch den Zug und sammelt womöglich schon Spenden für die Mission. Wir mußten also alle Nonnen untersuchen – peinlich, peinlich! Wir fanden zwar etliche als Nonnen verkleidete Geistliche, aber Einsteinchen fanden wir nicht. So blieb zum Schluß nur dieses Abteil, nachdem wir den ganzen Zug durchsucht hatten.«

– Wie sehen die Paßbilder von Nonnen aus? wollte ich fragen, denn diese Frage, die mich seit langem bewegte, fiel mir auch hier wieder ein – ohne Kopfbedeckung, das rechte Ohr frei . . . lassen sich Nonnen das gefallen? Und wenn, sind sie gerade dann nicht unkenntlich? – Der Inspektor aber stand schon auf und verabschiedete sich. Die

nächste Schnellzugstation nahte. Dort mußten alle Polizisten aussteigen, um zurückzufahren und weiter nach Einsteinchen zu fahnden.

– Wenn er jetzt, dachte ich, lehnte mich in meinem Sitz zurück und drehte das schmutzige Stück Papier in der Hand, das Einsteinchen zurückgelassen hatte, – wenn er jetzt, nachdem er aus dem Zug gesprungen, sofort wieder in den Zug gestiegen war, etwas weiter hinten, zum Beispiel, und dann ... Draußen ging eine Nonne vorbei – aber vielleicht hatte ich mich getäuscht, und sie hatte keine Bartstoppeln und zwinkerte mir nicht zu.

Ich rätselte an der Zeichnung oder Schrift oder was immer es war auf jenem Papier herum. Es sah so aus:



– Löcher sollen die Punkte darstellen! dachte ich. In diesem Moment überfiel mich die Erkenntnis, diese Sekunde schon einmal gelebt zu haben – ich schloß die Augen. War es in einem früheren Leben gewesen? In meinem jetzigen? Oder sollte es eine Prophezeiung sein? Man nennt dies das Doppelspiel, eine Art tiefinneren Zweiten Gesichts – ich dachte angestrengt nach ...

Von irgendwoher führte die Straße im grellen Licht des Mittags an einer Parkmauer vorbei. Die Bäume dahinter waren ausladend und hoch, zehnmal höher als die Mauer:

einer kaum zu bändigenden Flut gleich, schäumte das Grün über das schmale Ziegelband.

Wie ein gewaltiges schwarzes Siegel – nicht wie ein Wappensiegel, sondern wie das Handzeichen der hundertfach ineinander verschlungenen Initialen eines vielnamigen Barock-Fürsten – stand das Tor, zurückgesetzt zwischen den nur leicht rötlichen Pfeilern, in der endlosen, fahlen Flucht der Mauer. Durch sein Gewicht hatte sich einer der offenbar statisch falsch berechneten Pfeiler gesenkt, und der eine Flügel – nur er ließ sich öffnen – hatte eine tiefe Spur in Form eines Viertelkreises in den feinen Kies des Parkweges gekratzt.

Der Torflügel fiel hinter mir ins Schloß, komplettierte sich wieder mit dem anderen zu dem fürstlichen Namensiegel, das jetzt – gegen die in der schattenlosen Hitze flimmernde Straße draußen betrachtet – gleichsam auf das vergilbte Pergament eines längst gegenstandslos gewordenen Privilegs gesetzt schien.

Ich wandte mich zum Park. Kein Laut – außer dem verklingenden Singen des Torflügels – bewegte den lichtblauen Berg mittäglichen Schweigens über den Bäumen.

Bald erreichte ich einen Seitenweg, den niedrige Taxusbüsche säumten. Ihr Duft, durch Gewohnheit an Friedhöfe erinnernd, wo ihre Zweige immergrün im Weihwasser der Marmorkesselchen vor den Gräbern liegen, ihr Duft fing sich zu seltsamer Stärke unter den Zweigen der Kastanien, die über dem schmalen Weg zusammengewachsen waren wie das Dach eines Laubenganges – zusammengeschlagen wie die Wasseroberfläche über dem Ertrunkenen. Vom Himmel waren nur kleine, zierliche Flecken zu sehen: dort, wo sein fast zu Weiß erstrahlendes Blau in mutwilliger Unregelmäßigkeit durch die Zweige blickte. Auf seinem Weg aber – vom weißen Blau des Himmels herunter bis zu mir unter die Flut der Kastanien – machte das Licht eine Art Substanz-Verwandlung durch, eben jene, von der alle Alchimisten geträumt haben: in Gold. Wie kostbare Fische leuchteten hie und da in der Tiefe der Bäume vom Lichtstrahl golden getroffene Blätter auf, oder wie – vielleicht trügerische – Goldadern inmitten schwarzgrün kristallener Gebirge.

Eine weitere Abzweigung führte mich zu einem kleinen, kaum mannshohen Denkmal. Unter der schattigen Kuppel der Kastanien, in einer Grotte, saß im Boskett aus dunklen Bäumchen, umgeben von kugelig gestutzten Taxusbüschen, auf einem Marmorsockel ein trauernder Genius. Ein Flügel fehlte ihm. Den einen Ellenbogen hatte er aufs Knie gestützt, in der schlaffen Hand einen Lorbeerkranz, der über den Rand des Podestes hing. Ich trat näher, beugte mich nieder, um die Inschrift zu lesen, und sah erst jetzt, daß ihre Lettern abgebrochen waren. Nur noch die kleinen Löcher im Stein zeigten an, wo sie einmal eingelassen gewesen. – Der Genius, der ehemals vielleicht den frühen Tod einer kindlichen Prinzessin betrauert hatte, trauerte um nichts mehr, trauerte um sich selber, um seinen verlorenen Sinn – war Trauer an sich geworden ... (traurig wie das vergessene Wort einer untergegangenen Sprache, stumm und unauffindbar in die Tiefe der Zeit versunken, in unsterbliche Vergessenheit).

Der weitere Verlauf des Weges ließ mich bald nicht mehr zweifeln, daß es nicht nur der falsche war, sondern daß er auch aufgehört hatte, Weg zu sein: schmal, hohl in dunkle Erde getreten, von Moos gesäumt, manchmal von ihm überwuchert, krümmte sich der Pfad bald nach links und bald nach rechts. Weit ausladende Büsche versperrten – nicht ernst, eher spielerisch – die Sicht. Der Park hatte den Charakter freien Waldes angenommen.

Da dieser Pfad, der mich nicht mehr leitete, den ich vielmehr eigensinnig suchen mußte, stetig abwärts führte, beschleunigte ich meinen Schritt, teilte rudernd mit beiden Händen die Büsche. Endlich spürte ich, wie der Grund unter mir weicher und feuchter, das Moos dichter und, je weiter ich vordrang, um so saftiger wurde.

Als ich die letzten Zweige zur Seite bog, sah ich, daß der Wald wieder zum Park geworden war: ein See lag vor mir, ruhig wie eine ungeäderte Platte spiegelnden schwarzen Steins, rundum eingefast von Trauerweiden, mit kühlenden Ufern voll kurzgeschnittenen, weichen Rasens.

Jenseits des Sees, von Bäumen halb verdeckt wie das Gesicht einer schönen Herzogin von der Kapuze ihrer

Ballrobe, erhob sich auf einem kleinen Hügel zwischen sumpfigem Gras ein runder Tempel mit sechs Säulen. – Ich ging auf eine Bank aus verwittertem Stein zu, die wenige Schritte entfernt am Stamm einer dicken Weide lehnte, und ließ mich darauf nieder. Unter dem Baldachin der tief hängenden Zweige wollte ich eben das Vergnügen eines schweigenden Tagtraumes genießen, als ich hinter mir den Kies des Weges in regelmäßigen Abständen wie in einem Wirbel aufknirschen hörte. Ich drehte mich um.

Ein älterer Herr vollführte mit ausgestreckten Armen Pirouetten und federnde Sprünge in getragenen Zeitmaß. Er beugte das Knie, streckte den Fuß vor, schnellte die Arme zur Seite oder über den Kopf, streckte sich, duckte sich, spreizte die Beine – alles im Ablauf geregelter Wiederholungen. Weniger um ihn nicht zu stören, als weil ich bei seinem Anblick selber in das Gefühl beglückender Harmonie verfiel, rührte ich mich nicht, bis der Tänzer mich erblickte. Er hielt inne, schien einen Augenblick unschlüssig und schritt dann, so gemessen wie er vorher getanzt, auf mich zu. Ich erhob mich, bereit, ihn um Entschuldigung zu bitten.

»Guten Tag, mein Herr«, sagte er, offenbar gar nicht unglücklich über die Störung.

»Grüß Gott«, erwiderte ich, »ich fürchte, Sie gestört zu haben.«

»Nein«, sagte er, »fürchten Sie nichts, Sie sind ohnedies gerade zurecht gekommen.«

Er machte eine Verbeugung; ich hatte meinen Hut gezogen, und da er keinen trug, setzte ich den meinigen nicht mehr auf, sondern legte ihn auf die Bank.

»Behalten Sie Platz«, sagte er, »und entschuldigen Sie mich für den Moment. Ich werde Sie sofort bedienen, wenn Sie es gestatten.«

Ich setzte mich und betrachtete ihn, wie er feierlich einige Schritte ins kurze Ufergras hinein ging, niederkniete und eine Schnur, die an einem Pflock angebunden war, aus dem Wasser zog. Am Ende dieser Schnur hingen zwei Flaschen. Er knüpfte sie los und kehrte, in jeder Hand eine Flasche, zu mir zurück.

»Sie sind gerade zurecht gekommen«, wiederholte er und reichte mir die Flasche mit dem dunklen Inhalt, »ich

hoffe, es ist kühl genug. Nehmen sie dies. *Ich* trinke im Sommer Helles.«

Ich erklärte, daß es meinerwegen keiner solchen Umstände bedurft hätte, da auch ich im Sommer nicht ungerne Helles tränke – allerdings in der Regel und überhaupt das Dunkle bevorzuge. Daraufhin bot er mir sein Helles an, was ich aber ablehnte.

Kühle Wassertropfen rannen an den Flaschen herab und netzten uns die Hände, und die Gewißheit, daß keiner dieser Tropfen es vermocht hatte, durch das Glas der Flasche zu dringen und ihren Inhalt zu verwässern, vervollständigte meine und sichtlich auch des Tänzers Harmonie zu einem sanften Akkord zarten Gefühls und inniger Friedlichkeit.

Nachdem wir das Bier getrunken, zog er sich Schuhe und Strümpfe aus, krepelte die Hose auf bis ans Knie, ging hinüber zum Pflock und streckte die Füße ins Wasser. Ich folgte ihm und tat wie er. Und während wir so saßen, unter dem mächtigen Schirm der Trauerweide, die ihre Zweige wie einen Vorhang aus flirrenden Schnüren länglicher Perlen ins Wasser hängen ließ, teilten sich die Zweige, und ein Schwan tauchte aus dem Gespinst der Sonnenstrahlen herein in den milden Schatten der Weide. Leise bewegte sich das Wasser, und ebenso leise bewegten sich seine gespiegelten Reflexe bis hoch hinauf unter die Krone des Baumes und versetzten den Perlenvorhang der Blätter in scheinbare Bewegung.

Wir spielten mit den Zehen im Wasser, und ich glaubte, reden zu müssen, um den Tänzer als Dank für die Bewirtung etwas zu unterhalten.

Ich begann damit, wie merkwürdig und ungemein traurig es mir erschienen sei, daß an dem kleinen Denkmal die Inschrift fehle und nun niemand mehr erfahren könne, worum der namenlos gewordene Genius auf seinem steinernen Sockel trauere.

»Im ganzen Park«, sagte der Tänzer, »gibt es kein solches Denkmal.«

Ich war über seinen barschen Ton erstaunt, aber mehr noch darüber, daß er – der sogar über mein Kommen

unterrichtet gewesen schien – das Denkmal nicht kannte, und ich sagte ihm dies.

»Sie haben recht, wenn Sie annehmen, daß ich jeden Baum und jede Grotte im Park kenne. Es wundert mich stark, wenn ausgerechnet Sie mir ein bisher unbekanntes Denkmal zeigen wollten. Wo soll es denn gewesen sein, ungefähr?«

Ich deutete in die Richtung hinter uns.

»Dort am allerwenigsten«, sagte er.

Ich schwieg.

»Dort ist nur die Sommervilla des Königs Nathalocus.«

Da ich ihn mit meinem Gespräch nur unterhalten wollte, insistierte ich nicht weiter und sagte ablenkend:

»Wer ist der König Nathalocus?«

»Der König Nathalocus lebt nicht mehr. Er regierte vor langer Zeit über Schottland und fiel der Eifersucht einer bösen Hexe zum Opfer.«

»Und wie das?«

»Die Geschichte interessiert Sie?« Der Tänzer zog ein Büchlein, das sehr alt schien, aus der Tasche und schlug es an eingemerkter Stelle auf. »Das habe ich vorausgesehen. Hören Sie zu.« Er begann vorzulesen.

In Schottland regierte, ohngefähr zur Zeit des Kaisers Decii, ein König mit Namen Atrich. Während sich der König, ein Tyrann, um alles andere kümmerte als um sein Reich, vielmehr sein hauptsächlichs Tage- und Nachtwerk darin suchen zu müssen glaubte, daß er die edlen Damen seines Hofes caressierte und stupierte, mit grausamer, höhnischer Lust sich soweit vergaß, von nackenden Edelfrauen sich bei der Tafel und auch sonst bedienen zu lassen, dabei nicht ungern unterschiedliche Stalldirnen in Pasteten backen und – herausgegessen – auf dem Tische tanzen ließ, und was dergleichen Schweinsbrünstigkeiten mehr waren, währenddessen trieb sich seine Königin, Bertha, eine Hexe, in den Betten der Küchenknechte und Hofmohren herum, daß man solche Lustgewöhnlichkeiten in der Historie sonst vergeblich sucht.

Nur zwei Jünglinge aus den edelsten Geschlechtern des Landes, Lord Nathalocus und Lord Findoch, vermochten es, sich sowohl dem lästerlichen Treiben des

Hofes als auch den Nachstellungen der Hexe Bertha, der die Schönheit dieser beiden Jünglinge mächtig ins Auge stach, fernzuhalten.

Es versteht sich, daß in einem Reich, wo der König sich mehr um die Baurendirnen kümmert, die er von nackenden Edelfrauen bedienen läßt, als um die Finanzen und ums Militär, daß sich da bald eine Faction von Malcontenten bildet, die zunächst leise und endlich laut und frech die Absetzung des Königs fodert. Als der König noch immer nicht zur Vernunft kommen wollte und seine bestialische Regierungsweise nur noch dreister fortsetzte, erwählten die Unzufriedenen die zwei edlen Lords Nathalocus und Findoch zu ihren Häuptern und marschierten auf die Königsburg.

Der König aber, umgeben nur von seinen überbackenen Stalldirnen und den nackenden Damen – da er, wie berichtet, das Militär gänzlich vernachlässigt –, als er sich so umzingelt von seinen Feinden sah, verzweifelte, und ehe noch die Burg erstürmt ward, entleibete er sich und fuhr mit etlichen seiner Metzen in die Hölle.

Nathalocus und Findoch wollten nun in vornehmer Bescheidenheit voreinander zurücktreten. Einer wollte den anderen zum Nachfolger des unartigen Atrich machen. Da es aber jeweils nur einen König über Schottland geben kann, einigten sich die beiden, denen die anderen Lords die Wahl freigestellt hatten, dem Los die Entscheidung zu überlassen: es fiel auf Nathalocus. So wurde Nathalocus König von Schottland, wie berichtet, um die Zeit des gräßlichen Christenpersecutors Decii. In inniger Liebe aber blieb der neue König seinem Freunde Findoch zugetan und wies ihm den ersten Platz neben sich zu.

Die Hexe Bertha jedoch hatte es vermocht, mittels ihrer Zauberkünste aus der Burg unbeschadet zu entweichen. Sie veränderte ihr Angesicht, sagte niemandem, wer sie sei, lebte im Wald und genoß bald großes Ansehen im ganzen Reich als Zukunftsdeuterin, Sternen- und Handleserin und Viehbesprecherin. So begab es sich, daß die Kunde von der großen Hexe eines Tages auch an den Hof gelangte, wo der gute König Nathalocus mit seinem Herzens-Mignon Findoch regierte. Nach